

Keynote Dr. Heribert Prantl

Bürgerschaftliches Engagement – Was die Gesellschaft braucht: Anreger, Anstifter, Aufreger



Dr. Heribert Prantl, Süddeutsche Zeitung

Wenn RTL für Deutschland den Superstar sucht, dann wird nicht der Gemeinwohl-Sepp aus Pfaffenhausen ins Studio eingeladen. Auch nicht der Schuldnerberater aus Stuttgart. Und nicht die Frau aus Uelzen, die seit 15 Jahren ins Gefängnis geht, um dort Häftlinge zu betreuen. Die sieben Damen von der Arbeiterwohlfahrt in Essen, die regelmäßig in der Mehrzweckhalle den Altnachmittag organisieren, sind dort auch nicht willkommen. Die potenziellen und designierten Superstars heißen anders, Daniel Küblböck oder so, und sie müssen staffeltauglich sein. Geschichten mit oder Geschichten über gute Menschen sind nur beschränkt medien- oder

staffeltauglich. Das muss uns nun nicht so sehr wundern. Die Edlen, Hilfreichen und Guten haben erzählerisch noch nie so viel hergegeben wie die Spinner, Paradiesvögel oder Schurken. Das hat noch jeder große Medienschaffende seit Euripides oder Shakespeare gewusst. Und die ehrenamtlich arbeitenden Menschen sehen auch nicht model- oder sonst zeitgeistmäßig aus.

Weil das so ist, ist es um die Präsenz des bürgerschaftlichen Engagements in

den Print-Medien wie folgt bestellt: Die Arbeit wird überwiegend im Lokalteil gewürdigt; wenn es ganz besonders gut läuft für das bürgerschaftliche Engagement, dann strengt sich der Regionalteil vor Weihnachten an und produziert eine Serie unter dem wirklich schönen Titel „die Unbezahlbaren“.

In den politischen Teilen dagegen werden eher die Skandale abgehandelt, da findet sich der Chef des Landessportverbands, der angeblich Spesen falsch abgerechnet hat, und da findet sich natürlich der Spendenskandal bei Unicef. Das ist auch in Ordnung so. Es wäre ja noch

schöner, wenn der gute Zweck die Mittel heiligen und wenn die Berichterstattung über Skandale bei der Wohlfahrt und ihren Vereinen besonders barmherzig sein müsste.

In den Boulevard-Medien werden vor allem die Promis ge covert, die sich mit Wohltätigkeit und Charity ihre Publicity erkaufen. Man muss sich über solche extrovertierte Wohltätigkeit nicht unbedingt erheben. Das, was große Firmen machen, ist nichts anderes, wenn sie schnell mal Geld locker machen für Kinder in Afrika und der Vorstandsvorsitzende dafür einen „Bambi“ erhält. Das sind Versuche einer Imagekorrektur, Reputation schafft man sich damit noch nicht. Es gibt halt zum einen PR-Wohltätige, denen es egal ist, womit sie in die Zeitung kommen, und es gibt zum anderen die vielen anderen, die nicht mit ihren Aktivitäten renommieren. Die kommen natürlich zu kurz in der öffentlichen Aufmerksamkeit, was ihnen aber nichts ausmacht, weil sie nicht deswegen Hausaufgabenbetreuung für ausländische Kinder machen, auf dass der Ressortchef einer Zeitung oder der Chefredakteur des Lokalradios auf die Frage, wo denn in den Zeitungen das Positive bleibt, eine exemplarisch schöne Antwort geben kann.

Wenn Vertreter des Ehrenamts eine neue „Anerkennungskultur“ fordern, dann meinen sie damit sicherlich auch eine bessere öffentliche Präsenz – nicht aus Eitelkeit, sondern um so effektiver um Nachwuchs werben zu können. Gar so schlecht, finde ich, ist aber die öffentliche Präsenz gar nicht. Über die „Tafeln“ zum Beispiel ist landauf landab unglaublich viel berichtet worden. Der größte Medien-Erfolg des bürgerschaftlichen Engagements in jüngerer Zeit aber lässt sich nicht an den vielen Zeilen und den Minuten

ablesen, die über Bürgerstiftungen geschrieben und gesendet worden sind.

Der größte publizistische Erfolg des bürgerschaftlichen Engagements besteht darin, dass das überhebliche, stets verächtlich gebrauchte Wort „Gutmenschen“ ziemlich verschwunden ist. Es ist, so scheint mir, mit der Finanz- und Wirtschaftskrise gestorben. Auf einmal merken sowohl die publizistischen Vertreter des Markt-radikalismus als auch die sogenannten Lifestyle-Journalisten, wie sehr die Gesellschaft die als „Gutmenschen“ verächtlich Gemachten braucht.

Tom Schimmeck hat schon vor zwei Jahren in seiner Auftaktrede zur Mainzer Medientagung sarkastische Kritik an diesem Überheblichkeitsjournalismus (er nennt ihn Pop-Journalismus) geübt. „Betrieben wird er meistens von Söhnen und Töchtern aus gutem Hause, die Freude an Markenprodukten und an der narzisstischen Umkreisung ihres eigenen Bauchnabels haben. Sie unterscheiden streng zwischen ‚in‘ und ‚out‘. Ersteres sind in der Regel sie selber, letzteres alle anderen, insbesondere ‚Prolls‘, ‚Alt-68er‘ und all das irgendwie albern engagierte Volk. Politisch endet der Pop-Journalist nach allerlei Pirouetten verlässlich und sehr pragmatisch irgendwo zwischen Guido Westerwelle und Roland Koch. Sein Feind ist der ‚Gutmensch‘ im schlecht sitzenden Anzug. ‚Gutmensch‘ ist überhaupt eines seiner liebsten Schimpfwörter. Weil er nämlich jede Art von Haltung zutiefst verachtet.“

Lassen wir an dieser Stelle das Parteipolitische beiseite. Das herablassende Gerede über die „Gutmenschen“ hatte vor ein paar Jahren das zuvor übliche Gelächter und Gekicher über die ehrenamtlichen Wichtigtuer abgelöst. Natürlich

hat es die Wichtigtuer gegeben, es mag sie auch heute noch geben. Aber mir ist im Zweifel ein Wichtigtuer, der sich ehrenamtlich engagiert, lieber als ein Nichtstuer, der dumm und snobistisch daherredet. Es geht, wenn wir vom Ehrenamt, vom bürgerschaftlichen Engagement reden, um Haltung. Haltung ist etwas, das einer Gesellschaft Halt gibt. Wenn wir von der Renaissance des Ehrenamts reden, dann steht dahinter die Renaissance dessen, was wir Haltung nennen.

Nicht alles, was sich ehrenamtlich tut, ist „Haltung“. Manches ist einfach schick geworden. Ich weiß: Es ist schick geworden in besseren Kreisen, bei Rotary und im Lions Club, von der Gründung seiner Stiftung zu reden. Vielleicht hat der Finanz-Kapitalismus auf der einen Seite einen Gemeinwohl-Kapitalismus auf der anderen provoziert. Aber das wäre doch wirklich nicht schlecht – wenn es nicht die Tendenz des Staats gäbe, sich darauf zu verlassen, dass das, was er als Sozialstaat leisten müsste, von privaten Initiativen geleistet wird. Dieses Dilemma ist durchaus präsent in der öffentlichen Diskussion; es ist nämlich talkshowtauglich.

In den vergangenen zehn Jahren haben sich alle möglichen Verbände und Initiativen bemüht, eine Alternative zum Begriff des Ehrenamts zu finden. Wettbewerbe wurden ausgeschrieben – zum Beispiel vom Deutschen Caritasverband. Unter anderem war dort als neues Wort der „Vergelts-Gott-Manager“ vorgeschlagen worden. Zumindest außerhalb Bayerns klingt das wie „Grüß-Gott-August“, denn außerhalb von Rosenheim und Forstinning sagt kein Mensch mehr „Vergelt's Gott“. Rettung kam damals, das ist zehn Jahre her, von einer Kölner Agentur für Kommunikation, die für den Ehrenamtlichen das Wort „Aktivbürger“ fand. Der Bürger, so soll wohl damit gesagt werden, verhält sich zum Aktivbürger wie die Kohle zur Aktivkohle. Das eine, also der Bürger respektive die Kohle, steht

für Trägheit und gefesselte Energie. Aktivbürger und Aktivkohle dagegen sind etwas Schäumendes, Reinigendes, wie man es von Aktiv-Tabs und Megaperls kennt. Und was aktiv ist, das taugt zur Gebissreinigung grad so gut wie zur Gesellschaftshygiene.

Sie merken schon, ich halte wenig von Wortakrobatik. An neuen Wortfindungen liegt es nicht, wenn das ehrenamtliche Engagement wieder Glanz gewinnt. Spätestens die Krise hat die Erkenntnis gefördert, dass all das, was mit den angeblich altbackenen Wörtern „Ehrenamt“ oder mit dem etwas sperrigen, aber modischeren „bürgerschaftlichen Engagement“ erfasst wird Wertschöpfung ist für das Gemeinwohl – genau das ist der Wert des Bürgerengagements.

Jede Zeit lässt sich in einem Wort zusammenfassen. Wenn man im Kaiserreich jemand erledigen wollte, sagte man: Er ist ein Feigling. Im Adenauer-Deutschland sagte man: Er ist ein Kommunist. Heute heißt es: Er ist halt ein Politiker. Oder, noch schlimmer: Er ist ein Manager. Noch mehr als die Politik gilt die Wirtschaft heute als ein Netzwerk der Selbstbedienung, Manager gelten als Prototypen der Gier. Sie kennen das alles aus den vergangenen Monaten zur Genüge. Hinter der gewaltigen Kritik an Politikern und Managern, hinter Empörung und Aufschrei, auch hinter dem Geraune von sozialen Unruhen steht eine Sehnsucht, die Sehnsucht nach Vorbildern, nach Werten, nach Halt. Innere Sicherheit ist ja nicht nur ein Gefühl, das mit Paragrafen, Polizei, Online-Durchsuchungen und sonstigen neuen Gesetzen zu tun hat. Innere Sicherheit ist das Ergebnis eines Grundvertrauens in das Führungspersonal eines Landes. Große Konzerne, die bisher ausschließlich auf Gewinn geachtet haben, versuchen neuerdings, sich ein Wertegerüst zu geben – weil sie erkennen, dass Werte auch einen ökonomischen Wert haben können. Meist ist es aber so, dass irgendeine Unternehmensberatung sich etwas ausdenkt und das

Konzept dann schnell wieder in der Schublade verschwindet, nach dem Motto: „Gedacht, gelesen, gelacht, gelocht.“

Stellen wir uns die Grundsatzfrage: Wie viel Moral braucht die Politik, wie viel Moral braucht die Wirtschaft? Das sind schwierige Fragen. Würde einem die Frage gestellt: Wie viel Sauerstoff braucht der Mensch, dann täte man sich

leichter. Da schaut man ins Lexikon und stellt fest: „Der Mensch kann Gasgemische, die weniger als 7 Prozent Sauerstoff enthalten, nicht längere Zeit ohne Schädigungen einatmen.“ Oder „Um das tierische und pflanzliche Leben zu erhalten, muss ein Gewässer einen Mindestgehalt an Sauerstoff aufweisen, für Fische etwa 4 Milligramm pro Liter.“

Nun wäre es schön, wenn man in einem „Lexikon für Politik und Gesellschaft“ Ähnliches finden könnte, etwa wie folgt: „Ein Land kann eine Politik, die weniger als 7 Prozent Moral enthält, nicht längere Zeit ohne Schädigung ertragen.“ Oder: „Um ein Land und seine Wirtschaft gesund zu erhalten, muss die Wirtschaft einen Mindestgehalt an Moral aufweisen, in Deutschland etwa 4 Milligramm am Tag.“

Da schmunzelt man. Für Moral gibt es, wie jeder weiß, anders als für Sauerstoff, keine chemische Formel, man weiß nicht einmal so genau, was das ist, „Moral“. Mit dem Sauerstoff hat Moral immerhin gemeinsam, dass sie nicht so richtig greifbar ist. Greifbar aber sind die Folgen, auch die wirtschaftlichen Folgen, von Unmoral.

Aber vielleicht muss man gar nicht nach Moral fragen. Es geht auch einfacher: Was der Sauerstoff in meinem genannten Beispiel für das menschliche, tierische und pflanzliche Leben



ist, das ist das bürgerschaftliche Engagement für eine Gesellschaft. Ohne dieses Engagement lebt sie nicht; und diese Erkenntnis wächst. Bei den ehrenamtlich Tätigen wächst aber auch das Gefühl, vom Staat als nützliche Idioten beansprucht zu werden: Ihnen wird überlassen, was eigentlich der Staat tun müsste.

Als vor 17 Jahren der neue Münchner Flughafen eingeweiht wurde, ging der damalige Ministerpräsident Max Streibl mit den Journalisten stolz und beseelt durch die großen Hallen. Alles war blitzblank, weitläufig, weltläufig und edel; am Boden glänzte der polierte Granit, aus den Lautsprechern klangen die Weltsprachen. Sie kennen das ja. Als die Besichtigung nach zwei Stunden zu Ende war, fragte ein Journalist den Ministerpräsidenten, ob er in all dieser Pracht und Herrlichkeit etwas vermisse. Der Ministerpräsident stutzte kurz und sagte dann: „Es ist alles wunderbar, nur: Wenn man hier ankommt, merkt man doch gar nicht, dass man in München ist. Es könnte sich genauso um den neuen Flughafen in Paris oder in Melbourne handeln. Woran soll man denn hier erkennen, dass man in München gelandet ist?“ Ein Kollege schlug ihm daraufhin

vor, man könne doch die nächste Landebahn „in Brezenform“ errichten. Das Gelächter war groß.

Warum erzähle ich Ihnen diese Geschichte, die vermeintlich so gar nichts zu tun hat mit dem Thema, über das wir heute hier reden. Doch wenn man dieser Geschichte nachhört, dann klingt hinter der Lustigkeit der Begebenheit und der vermeintlichen Provinzialität des Politikers etwas sehr Ernsthaftes, Wichtiges, Grundsätzliches: Diese Geschichte führt uns nämlich zu einer Frage, die für eine soziale Demokratie noch viel wichtiger ist als für einen Flughafen – nämlich: Was ist das Besondere, was ist das Erkennungszeichen, das ganz Unverwechselbare, Unverzichtbare, ja Kostbare an einer sozialstaatlichen Gesellschaft? Welches sind die Kennzeichen eines Gemeinwesens, das dem Gemeinwohl verpflichtet ist und verpflichtet bleiben will?

Es ist das Engagement seiner Bürgerinnen und Bürger: Erstens das professionelle Engagement der Wohlfahrtsverbände und Stiftungen. Zweitens das ehrenamtliche Engagement von vielen Freiwilligen. Und drittens die gute Zusammenarbeit zwischen den Profis und den Ehrenamtlichen. Aus eins, zwei und drei ergibt sich die Zivilgesellschaft. Beim Punkt drei gibt es die meisten Probleme. Zivilgesellschaft ist das gute, kluge, effektive Zusammenwirken von professionellen, aber nicht kommerziellen Wohlfahrtsverbänden und vielen engagierten ehrenamtlich tätigen Bürgerinnen und Bürgern. Zivilgesellschaft besteht aus den karitativen Verbänden, aus Stiftungen, aus vielen großen und kleinen Bürgerinitiativen. Die Zivilgesellschaft beantwortet eine Frage, die in Zeiten von anhaltend schlechten Nachrichten besonders beliebt ist: Wo bleibt eigentlich das Positive?

Es gibt dieses Positive – nämlich Zehntausende sozialer und gesellschaftspolitischer Initiativen, die dort ansetzen, wo es der Staat nicht oder

nicht mehr tut: Sie machen Kultur; sie finanzieren, was der Staat nicht mehr finanziert; sie kümmern sich, viel persönlicher, als dies die beste staatliche Jobagentur kann, um Ausbildungsplätze für Jugendliche; sie leisten Hausaufgabenhilfe für ausländische Kinder; sie begleiten türkische Eltern zur Klassenversammlung; sie kriechen unter den Teppich, den Hartz IV über die neuen Armen der Gesellschaft gebreitet hat; sie tischen ihnen etwas zu essen auf; mehr als 800 Tafeln gibt es mittlerweile in Deutschland, an denen gespendete Lebensmittel serviert werden; wenn es ganz gut geht, kümmern sich die sozialen Initiativen darum, dass die Menschen in der Armut nicht nur auskommen, sondern auch darum, dass sie aus der Armut wieder fort kommen. Das ist nicht nur positiv, das ist wunderbar. Die Ehrenamtlichen sind die Unbezahlbaren dieser Gesellschaft.

Wer die Projekte der Stiftungen und Bürgervereine studiert, der entdeckt einen Reichtum an Ideen und Engagement, der die vielzitierten Nachtgedanken Heinrich Heines vertreibt. Nein, man ist nicht um den Schlaf gebracht, wenn man in der Nacht an Deutschland denkt. Die Zivilgesellschaft erstreckt sich über ein breites Spektrum, viel breiter, als es die Volksparteien in ihren besten Zeiten hatten. Sie reicht von Attac bis zur Milliardärsstiftung. Ihre Arbeit ist Wertschöpfung für das Gemeinwohl. Die These vom galoppierenden Hedonismus dieser Gesellschaft stimmt nicht; sie beschreibt jedenfalls nur einen Teil der Wirklichkeit. Es gibt eine starke Gegenbewegung, es gibt eine Renaissance dessen, was man früher Ehrenamt nannte, es gibt eine neue Kultur der Stiftungen. Das ist das Positive.

Es gibt aber auch die schon bemerkte zunehmende Tendenz des Staats, sich darauf zu verlassen, dass das, was er als Sozialstaat leisten müsste, von privaten Initiativen geleistet wird. Das ist das Negative. Das private Engagement der Bürger ist kein Ersatz für den Sozialstaat,

schon deswegen nicht, weil die Wirtschaftskrise auf die Privaten als Spenden- und Finanzierungskrise durchschlägt. Die Arbeit von Bürgerstiftungen, Vereinen und Bürgerinitiativen und Tafeln kann nur eine Ergänzung des Sozialstaats sein. Der Staat hat seine Pflicht zu erfüllen, privates Engagement ist die Kür. Das Gemeinwohl braucht den Sozialstaat – und es braucht die privaten Kümmerer und die Stiftungen und Vereine, die dieses Kümern organisieren und begleiten. Es gibt viele dieser Kümmerer, aber der Staat behandelt sie zu oft als nützliche Idioten. Und die großen Verbände sehen diese Kümmerer zu oft eher als Störer, denn als willkommene Helfer.

Soziale Arbeit kommt natürlich ohne Profis nicht aus. Wohlfahrt braucht die Professionalisierung. Sie ist Ergebnis der Anforderungen, die an einen gewissenhaften Umgang mit Menschen in Not und Krankheit zu stellen sind. Wir brauchen den Einsatz von gut ausgebildeten und ordentlich bezahlten Alten- und Krankenpflegern, von Drogentherapeuten, von Familienpsychologen, von Streetworkern und Erziehern. Doch ihr Arbeitstakt ist knapp bemessen, es bleibt ihnen wenig Zeit, sich ausreichend auch um die kleinen Dinge des Lebens ihrer Klientel zu kümmern, die aber für diese von großer Bedeutung sind; die Profis haben oft nicht die Zeit, um über die Beratung und Behandlung hinaus auch die notwendige Portion Geduld, Aufmerksamkeit und Zuwendung zu schenken.

Das, auch das, ist ein Tätigkeitsfeld für das Ehrenamt. Auf diesem Terrain, in den Einrichtungen der Profis, verdorrt aber das Ehrenamt, nimmt die ehrenamtliche Arbeit mehr und mehr ab. Auf diesem Feld muss neu geackert und gesät, da muss neu kultiviert und organisiert werden. Wohlfahrtsverbände müssen einer der Orte sein (oder besser gesagt, wieder werden), an dem sich soziales privates Engagement trifft, sammelt und bündelt. Die soziale Arbeit, um die es in den Verbänden geht, bleibt für die

Öffentlichkeit viel zu sehr im Abstrakten und Dunklen. Die Sozialarbeit scheint in eine Blackbox abgeschoben zu sein, in eine anonyme Organisation, von der man in der Öffentlichkeit nur das Label kennt und hinter deren Türen zu blicken man keine Lust hat. Die Arbeit der Wohlfahrtsverbände muss aus dieser Abstraktheit wieder herausgeholt werden. Ein Weg dahin ist die Wiederbelebung der ehrenamtlichen Arbeit in den professionellen Einrichtungen – die dort natürlich die professionelle Arbeit nicht ersetzen, sondern bereichern soll. Die Renaissance des Ehrenamts könnte die Sozialarbeit wieder zurück in die Mitte der Gesellschaft holen. Die Wohlfahrtsverbände werden stärker als bisher darüber nachdenken müssen, das Ehrenamt neu zu würdigen und besser in ihre Arbeit einzubauen.

Wohlfahrt – das klingt so betulich, ist aber ein täglicher Kampf. Notwendig ist das Bündnis der Ideenreichen, der Geldreichen und der Zeitreichen, der Menschen also, die Ideen, Zeit oder Geld haben. Dieses Bündnis muss, im Wortsinn, gestiftet werden. Es kann den Sozialstaat nicht ersetzen, aber bereichern. Dann wird eine lebendige Demokratie entstehen: Demokratie ist eine Gemeinschaft, die Gegenwart und Zukunft miteinander gestaltet.

DR. HERIBERT PRANTL LEITET DIE REDAKTION INNENPOLITIK DER SÜDDEUTSCHEN ZEITUNG

